Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 64 (1959-1960)
Heft: 1

Artikel: Vom Wert der religiösen Besinnung des Lehrers [Teil 2]
Autor: Hofer-Werner, Gertrud
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-316864

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Vom Wert der religiösen Besinnung des Lehrers

Von Dr. Gertrud Hofer-Werner (Schluß)

Die Natur offenbart, wie die Worte von Goethe und von Albert Schweitzer angedeutet haben, einen unbegreiflichen, fernen und allmächtigen Gott, der erschafft und zerstört nach Gesetzen, die wir nicht verstehen. Wir können nur lernen, sie zu verehren.

Im Herzen erlebt der Mensch einen andern Gott. Im Erlebnis der Liebe, in der Innenerfahrung offenbart sich in wunderbarer Weise der Gott der Liebe, eins mit dem Gott der Weltkräfte, und doch so ganz anders als er. Hier begegnet uns der Gott, den Christus verkündet hat, ein Vater, der sich des Menschen annimmt und ihm aufträgt, edel, hilfreich und gut zu sein.

Dieser Hinweis auf eine heutige, lebendige Religiosität möge genügen als Ausgangspunkt zu dem Thema, dem wir uns nun zuwenden wollen.

*

Betrachten wir nun die Lage, in die wir als *Erzieher* gestellt sind.

Unser Zeitalter, wir brauchen nur an einzelne Kinder und deren Eltern zu denken, ist alles andere als religiös indifferent. Vielerorts spürt man, selbst in den einzelnen Disziplinen der Naturwissenschaft, eine neue Offenheit gegenüber religiösen und philosophischen Fragen. Wenn auf dem Gebiete der Erziehung eine religiöse Besinnung nicht ins Leere und Abstrakte verlaufen soll, so müssen wir jetzt einige konkrete und begrenzte Felder abstecken und als Gegenstand religiöser Besinnung durchdringen. Um der naheliegenden Versuchung der Zersplitterung in zu viele Erscheinungen zu entgehen, wählen wir jetzt in radikaler Beschränkung nur ein für den Lehrer wichtiges Problem, das der religiösen Besinnung dringend bedarf.

*

Wir wenden uns nun *dem Bild des Menschen* zu, wie es uns die Psychologie des 20. Jahrhunderts vermittelt und welches schließlich eine der Grundlagen unserer täglichen Arbeit ist. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts war die Psychologie, zu ihrem Vor- und Nachteil, eine Disziplin der Philosophie. Zu ihrem Vorteil deshalb, weil sie im Zusammenhang mit der Philosophie immer die bescheidene Stellung innehielt, die ihr gebührt; zu ihrem Nachteil deshalb, weil die Philosophen nicht sehr großes Gewicht auf sie, die bloß empirische Wissenschaft, legten und deshalb die der Psychologie gemäße empirische Forschungsmethode zu wenig und zu unsystematisch auf sie anwandten.

Im 19. und 20. Jahrhundert hat sich die Psychologie verselbständigt und hat sich, ähnlich wie die Medizin, dermaßen verästelt und auf weit auseinanderliegende Spezialgebiete eingelassen, daß es dem Psychologen heute nicht mehr möglich ist, alle Teile seines Faches zu beherrschen.

Die Kinderpsychologie selbst ist im Verlaufe dieses Jahrhunderts ja zu einer unerhört vielschichtigen und differenzierten Wissenschaft geworden. Es ist nun ein weitverbreiteter Irrtum, daß die Kinnderpsychologie das Wesen des Kindes erfasse. Das behaupten die Kinderpsychologen selber nur selten. Ihr Ziel ist es, das psychische Verhalten des Kindes, die Entwicklung seiner Kräfte, soweit diese in Erscheinung treten, zu erfassen und auf Gesetzmäßigkeiten hin zu untersuchen. Sie sucht

im Verhalten, zum Beispiel im abnormen Verhalten, die Kette der Ursachen und der Folgen auf, d. h. sie geht den empirisch feststellbaren Tatsachen nach. Wir wollen damit nicht von ferne den Wert ihrer wissenschaftlichen Resultate schmälern. Diese sprechen durch ihre zwingenden Beweise und ihre Erfolge für sich selber. Es ist diesen Resultaten gegenüber nur sehr wichtig, daß sie nicht verabsolutiert und mit dem Wesen des Kindes verwechselt werden, das in seiner konkreten individuellen Eigenart, in seiner Entwicklung aus dem rätselhaften Kern der Persönlichkeit heraus eben empirisch nicht faßbar ist.

*

Die erste Gefahr der modernen Psychologie liegt in ihrem Spezialistentum, was leicht dazu führt, daß wir die Ganzheit des Menschen aus den Augen verlieren, daß wir das, was uns wissenschaftlich erfaßbar ist, mit dem Wesen des Menschen identisch glauben.

Wir wenden uns einem zweiten Gesichtspunkt zu: Die Psychologie beschäftigt sich mit dem Menschlich-Allzumenschlichen, das zu kennen ja wahrhaft nottut. Aber sie neigt im Gefälle der heutigen Welt- und Menschenanschauung dazu, das Untermenschliche gründlicher ins Auge zu fassen als das Übermenschliche. Zu ihrem Inventar gehören die seelischen Anomalien, die Fehlleistungen und deren unterbewußte Ursachen, das Emotionale, der Zusammenhang des Psychischen mit dem Körper, der zwingende Kausalzusammenhang zwischen dem Verhalten eines Menschen und seiner Erbmasse einerseits und seiner Umwelt, dem Milieu, anderseits.

Der erste Pädagoge und Psychologe, der auf die gewaltige menschenbildende Bedeutung des engsten Milieus, der Wohnstube in der Frühkindheit, hingewiesen hat, war Heinrich Pestalozzi. Hinter dieser Auffassung steht das klassische Ideal des 18. Jahrhunderts, das Ideal der Humanität, welches den Menschen, wie wir gesehen haben, ins Zentrum der Weltbetrachtung stellt und im Individuum das Göttliche erlebte und verehrte. Dieses zu entwickeln, galt als die höchste und vornehmste Aufgabe des Menschen.

Ich zitiere: «Das Individuum, wie es dasteht vor Gott, vor seinem Nächsten und vor sich selber, von Wahrheit und Liebe in sich selber gegen Gott und den Nächsten ergriffen, ist die einzige reine Basis der wahren Veredlung der Menschennatur und der sie bezweckenden wahren Nationalkultur ... Die Haushaltung, der enge Kreis von Vater und Mutter, wie er sich allmählich ausdehnt in Kinder, Verwandte und Hausgenossen, ist in Rücksicht auf diese Veredlung der höchste Nährpunkt des heiligen Standpunktes der Individualität. Da, im Umkreis seiner Haushaltung, in der heiligen Näherung zur Individualität, findet unser Geschlecht die Mittel zur Entfaltung seiner humanen Kräfte und Anlagen.»

Im Glauben an die letztliche Verankerung der menschlichen Individualität in Gott kann die Bedeutung der Wohnstube als dem Hort dieser Individualität überhaupt nicht wichtig genug genommen werden. Pestalozzi weist darauf hin, daß unter der Voraussetzung der Gotteskindschaft des Menschen Vater und Mutter zu der Brücke werden, die das Kind zu den höheren Mächten führt. Was das Kind an Kräften der Liebe, der Dankbarkeit, des Gehorsams und des Verzichtenkönnens den Eltern gegenüber entwickelt, das überträgt es später auf die Mitmenschen und auf Gott, auf jenen seelischen Halt, der bestehen bleibt, auch wenn die irdischen Eltern das Kind verlassen.

*

Wir wissen, daß in den beiden letzten Jahrhunderten die irdische Familie im Prozeß der Verbürgerlichung und Sozialisierung der Gesellschaft immer wichtiger wurde, und daß Gott immer mehr aus den alltäglichen Gedanken und Anschauungen verschwand. Der Mensch verankerte sich praktisch fast ausschließlich im Mitmenschen und in seinen materiellen und irdischen Verhältnissen. Wo aber die Bindung an eine höhere Macht abgebrochen ist, wird die Beziehung zum Mitmenschen leicht zur Ursache von Reibungen, unnatürlichen Bindungen, Not und seelischen Schäden. Man denke etwa an Iwan und Dmitri in den «Brüdern Karamasow» von Dostojewskij, die in ihrer Gottferne an einem zermürbenden und bis auf den Kern der Seele aufreibenden Verhältnis zum Vater und zu den Mitmenschen zugrundegehen und, obschon äußerlich am Verbrechen unbeteiligt, schuldig werden am Mord, den Smerdiakoff als ihr Instrument ausführt. Aljoscha, der dritte Bruder, reinen und innigen Herzens Gott ergeben, konnte es nicht hindern, vielleicht deshalb, weil auch er, freilich auf der Seite des Himmels stehend, das geforderte Gleichgewicht zwischen gotterfüllter Innerlichkeit und einer dämonischen Welt nicht herzustellen vermochte. Ihm blieb nur das eine, was allerdings schon fast übermenschlich viel ist: die liebende Hingabe an Gott und Mensch bis zuletzt, auch noch dort, wo Gott schweigt und die Lage des Menschen ausweglos scheint.

Die moderne Psychologie hat heute eine religiös verarmte Menschheit zum Vorwurf. Es ist nicht zu verwundern, daß darin das Empirische, die Bindungen an die Mitmenschen, die Reibungen, das Emotionale, die seelische Unterwelt einen breiten, zu breiten Raum einnehmen, daß die Psychologisierung des Menschen auf das Leben zurückwirkt, daß, aufs Ganze gesehen und von Ausnahmen abgesehen, die Psychologie mitgeholfen hat, das materialistische Bild vom Menschen zu verfestigen und die Erzieher unsicher zu machen. Die Idee der Gotteskindschaft des Menschen, die Idee von einem höhern Ich würde in den meisten psychologischen Theorien deplaciert wirken; denn die Beziehung des Menschen zu einem höhern Selbst und zu Gott ist nicht empirisch zu erfassen.

Norbert Wiener zeigt in seinem Buch «Mensch und Menschmaschine» die schrekkenerregenden Mittel, die besonders die amerikanische experimentelle Psychologie ausfindig gemacht hat, um die Schwächen, die untern Schichten des menschlichen Seelenlebens zu mobilisieren, zu lenken und den verwerflichsten politischen, vor allem aber wirtschaftlichen Zwecken dienstbar zu machen. Auch der wachsame Laie kann sich solche getarnte psychologische Attacken zumeist nicht rechtzeitig bewußt machen.

Heute überwiegen und überragen die Naturwissenschaften die Geisteswissenschaften. Das spiegelt sich im Bilde der Psychologie. Es gibt im Gefälle des naturwissenschaftlichen psychologischen Betriebs 30 000 Tests zur Erfassung des Menschen, aber nur wenige große geisteswissenschaftliche Deutungen der menschlichen Seele, denen neben dem empirischen Material eine auf das Wesen des Menschen hinzielende Idee des Menschen zugrundeliegt, eine Richtung, die, trotz seiner positivistischen Grundhaltung, Sigmund Freud, C. G. Jung und dessen Schule, Eduard Spranger, der Kreis der Eranosbewegung und andere eingeschlagen haben. Interessant ist ja in diesem Zusammenhang die Tatsache, daß der Psychologe dort, wo er den ganzen Menschen zu erfassen sucht, oft an die Stelle des Theologen tritt und die Funktion des Seelsorgers ausübt.

Die zweite Gefahr, in welche die moderne Psychologie den Erzieher bringt, liegt also darin, daß sie den Blick mehr nach unten lenkt als nach oben. Sie bewirkt damit, daß die Unterwelt des Seelischen dort, wo sie einseitig betrachtet und ernst genommen wird, einseitig zu florieren beginnt. Wo das Menschenbild von seiner Norm nach unten abweicht, da sinken auch die erzieherischen und ethischen Anforderungen. Man denke an das erzieherische Fiasko in Amerika. Wenn die höhern Kräfte im Menschen zu wenig angestrengt, geübt und genährt werden durch ernste Vorbilder und sittlich strenge Forderungen, dann nährt der Mensch in sich gerade das, was es ständig zu überwinden gilt, das niedere Selbst, den Materialismus, die Leidenschaften, Begehrlichkeiten und die Sentimentalitäten. Der Konsument zweitrangiger psychologischer Literatur – erstrangige findet ja leider selten Verbreitung – wird ja gerade dazu geführt, seine Person in falscher Weise wichtig zu nehmen. Die Kraft der Selbstironie, der Fröhlichkeit, der Bescheidenheit gegenüber seelischen Schmerzen holt sich der Mensch selten aus der Psychologie. Es wäre oft für eine Mutter oder einen Erzieher nützlicher, sich meditierend in ein Wort der Bergpredigt oder des stoischen Erziehers Epiktet zu versenken, als drei Bücher über Kinderfehler zu lesen.

*

Ein Drittes: Im Zeitalter der Maschine, der Versachlichung, des Seelenschwundes bemüht sich die Psychologie um die Seele, deren Ernährung, Pflege, Hygiene und Gesundheit; denn damit hängt ja die Pflege der Individualität und Originalität zusammen. Obschon nun aber die Psychologie in jedes praktische Lebensgebiet eindringt, vermag sie gerade den Schwund der Persönlichkeit, der Verantwortlichkeit und der Originalität nicht aufzuhalten. Im Gegenteil, der Blick nach «unten» und psychologische Schlagworte helfen mit, den Menschen zu nivellieren. Je mehr sich das Individuum gegenüber Gott verselbständigt, je selbstsicherer es sich als Persönlichkeit der Welt und den Mitmenschen gegenüberstellt, desto eher bricht gerade diese Kraft der Individualität zusammen. Selbstentfremdung, Verlust der Mitte, Persönlichkeitszerfall oder, wie es die Psychologie selber nennt: die Desintegration des Ich sind Namen für die gleiche Zeiterscheinung. In den Schulen zeigt sich das Pendant hiezu: Die mangelnde Kraft, dieses Ich überhaupt zu integrieren, was sich etwa so äußert, daß die Kinder weniger originale Aufsätze schreiben, wenig Gewicht legen auf Freiheit in der Wahl und in der Methode ihrer Arbeit, daß die Klassen relativ zahm und sehr fleißig sind, daß die Mädchen keine ausgesprochene Pubertät mehr durchmachen, daß sie ein schlechtes Gedächtnis haben, daß sie lieber disputieren als hören, daß ihre Gedanken in lebhaften Assoziationen fluktuieren und selten kraftvoll meditierend in die Tiefe dringen.

Martin Heidegger sieht im Prozeß der Auflösung der Persönlichkeit eine Flucht in das uneigentliche Sein, in das Man. Dieses Man ist niemand Bestimmtes mehr, es braucht nicht mehr verantwortlich zu verarbeiten und zu beurteilen, was es erlebt, nicht mehr zu entscheiden; denn es denkt und tut, was «man» denkt und tut, seine Person ist nivelliert und hat sich der Ebene der Durchschnittlichkeit angepaßt, zufrieden, dem Unbequemen, Beklemmenden des menschlichen Daseins ausweichen zu können.

Eine moderne Kurzgeschichte von Kurt Kusenberg erzählt unter dem Titel «Wer ist man?» mit der Selbstverständlichkeit eines Tatsachenberichts diesen gespensterhaften Verlust der Identität mit seinem eigentlichen Selbst: Herr Boras hat am Vor-

abend mit einem Freund sehr viel getrunken; er weiß anderntags nicht mehr, wann und wie er heimgekommen ist. Dieser Mann wird von seiner Frau, von seinem Sohn und seinem Hund nicht mehr erkannt und als anmaßender Fremder aus dem Hause gestoßen. Er geht zu seinen Freunden. Auch diese erkennen ihn nicht und werfen vor ihm die Türe zu wie vor einem Hausierer.

«Auf der Straße – endlich, endlich! – begriff Herr Boras, was geschehen sei. Ihm war, kurz gesagt, die Gleichheit mit sich selber abhanden gekommen. Er hatte seine Vergangenheit eingebüßt wie eine Brieftasche, er konnte sich nicht mehr ausweisen. Sonderbar, dachte Herr Boras. Zwar lebe ich, doch scheint es, als hätte ich nie gelebt; denn es sind keine Spuren geblieben . . . Ich bin aus dem Weltplan herausgerutscht, passe nun nirgends mehr herein. Jeder Komet ist planmäßiger als ich.»

In einer ihm unbekannten Straße beugt sich eine Frau zum Fenster heraus und ruft ihm zu: Zeit, daß du kommst! Die Suppe steht schon auf dem Tisch. Herr Boras nimmt nun, da die fremde Frau ihn offenbar für ihren Mann hält, den Platz des Familienvaters in dem fremden Haus ein. Den wirklichen Vater, der schließlich heimkehrt, erkennt sie nicht mehr und jagt ihn wie einen Bettler aus der Wohnung. Es gelingt Herrn Boras eben noch, dem entsetzt Davoneilenden die Adresse seiner Frau zuzustecken. Später einmal bemerkt er, daß seine Frau den Fremden als Gatten behandelte. Beide schienen zufrieden. «Da war auch Herr Boras zufrieden.»

Vergleichen wir diese Geschichte mit der prachtvollen mittelalterlichen Erzählung vom Kaiser im Elend. Im «Elend» bedeutet «in der Fremde». Sie beginnt so: «Als der mächtige Kaiser Jovinian einmal auf seinem Bette lag, schwoll sein Herz von unglaublichem Hochmut, und er dachte bei sich selbst: Gibt es außer mir noch einen andern Gott? Bei diesem Gedanken schlief er ein.» – Anderntags anläßlich der Jagd geschah es, daß der Kaiser allein in einem See seines Jagdreviers badete. Als er aus dem Wasser stieg, fand er weder Kleider noch Pferd. Ein Mann, der an Gestalt und Gehaben ihm vollkommen glich, hatte sich in den königlichen Gewändern zum Jagdgefolge des Kaisers begeben und war dort als Kaiser begrüßt worden, wie wenn nichts geschehen wäre. Der wahre Kaiser indessen wanderte nackt und hungrig zum Hause eines seiner Offiziere, um von diesem Kleider und Nahrung zu verlangen. Doch der Offizier erkannte ihn nicht. Ebensowenig erkannten ihn der Herzog, der Pförtner seines Palastes, der Lieblingshund, der sich auf ihn stürzte wie auf einen Tagedieb; auch die Kinder und die Gemahlin, die ja ahnungslos mit dem merkwürdigen Usurpator zusammenlebte, verleugneten ihn, jagten ihn als Gauner aus dem Palast und ließen ihn schleifen.

Jovinian verfluchte den Tag, an dem er geboren. «Nun haben mich alle meine Freunde verlassen, und meine Frau und meine Kinder kennen mich nicht.» – Schließlich begab er sich zum Einsiedler, befahl ihm, wie früher dem Offizier, dem Herzog und dem Pförtner, zu öffnen und gab sich zu erkennen. Der Einsiedler erschrak, als er ihn erblickte. Auch er erkannte ihn nicht und glaubte, der Teufel in Menschengestalt suche ihn heim. Er schlug mit den Worten «Weiche von mir, Vermaledeiter!» das Fenster zu. Nun fiel der Kaiser in Schmerz und Verzweiflung auf den Boden. Es heißt: «er schickte Seufzer gen Himmel und sagte: Weh mir, was soll ich tun?» Erst bei diesen fragenden Worten fiel ihm jene Nacht ein, in der sich sein Herz in Hochmut gebläht hatte. Vor verschlossenen Türen beichtete der Kaiser dem Einsiedler. Dieser hörte ihn an, öffnete die Tür und erteilte ihm die Absolution.

In diesem Augenblick erkannte ihn der Einsiedler. Er kleidete ihn und schickte ihn in den Palast. Alle erkannten ihn jetzt auf einmal, wußten nun aber nicht, welche der beiden Kaisergestalten die echte war. Des Kaisers Ebenbild empfing den Herrscher und erklärte ihn als den alleinigen Herrn und Kaiser. Er gibt den Grund an des sonderbaren Selbstverlustes des Kaisers: «Er hat einst gegen Gott gefrevelt; und deswegen haben die Menschen ihn nicht mehr erkannt, bis er Genugtuung geleistet, d. h. bis er in der Verzweiflung und aus eigener Erkenntnis seiner frevelhaften Hybris gewahr geworden war, bereute, und sich – im Gegensatz zu den im «Man» und in der Selbstentfremdung zufriedenen Existenzen der modernen Erzählung – wiederum in die göttliche Ordnung einfügte und vor Gottes Allmacht beugte. In seinem Hochmut, im Zustand der auf sich selbst bauenden Vereinzelung hatte er sein höheres Selbst nicht aufgerichtet, sondern verloren. Er war gar nicht mehr er selbst. Indem er sich wiederfindet, findet er Gott und das liebende Verhältnis zum Mitmenschen wieder. Am Schluß der Geschichte stellt sich heraus, wer der geheimnisvolle Stellvertreter gewesen war. Dieser sagt von sich selber: «Ich bin sein (des Kaisers) Schutzengel und Wächter seiner Seele.»

Dieser Wächter ist das höhere Selbst, der heute oft verleugnete und mißhandelte Geist des Menschen. Er allein verwaltet die Schlüssel, die den Weg zu einer letzten übersinnlichen Wirklichkeit und damit zugleich immer den Weg zum Mitmenschen und zu sich selber öffnen. Ist dieser Weg des Kaisers ins Elend nicht der Weg der heutigen Menschen?

Wenn wir zum Schluß fragen, ob die heutige Psychologie imstande sei, dem Menschen den Wächter seiner Seele bewußt zu machen, so kann man sagen: ja, überall dort nämlich, wo sie über sich selber hinausweist, im bescheidenen Wissen um die Beschränktheit und Relativität der Erkenntnis, die sie selbst aufzudecken vermag; überall dort, wo die Erkenntnis des Menschen bei allem Bewußtsein der ihr gesteckten Grenzen darauf ausgeht, dieses Leben als etwas zu betrachten, das einen Sinn haben kann und soll. Dieser Sinn läßt sich in Denken und Arbeit als dasjenige verwirklichen, was uns die Kraft gibt, der empirischen Welt standzuhalten. Er läßt verwirklichen im Bewußtsein, für etwas und für jemand dazusein. Dieser Sinn verdunkelt sich immer dann, wenn der Mensch vereinsamt. Er erhellt sich in dem Maße, als der Mensch sich aktiv in den Zusammenhang von Gott, Ich und Du, Gott, Mensch und Welt hineinstellt nach dem doppelten Gebot des Evangeliums: Liebe Gott, deinen Herrn, und liebe deinen Nächsten wie dich selbst.

*

Ich glaube, daß die Antwort auf die eingangs gestellte Frage: Was ist eigentlich religiöse Besinnung? nun bereits angedeutet ist; daß nämlich religiöse Besinnung für den abendländischen Menschen darin besteht, durch Meditation, Denken, Beruf und Gebet – jeder auf seine Weise – an einem humanen Menschenbild und an der Sinnverwirklichung des menschlichen Lebens zu arbeiten. Sie kann dies insofern, als sie die drei Sphären des Lebens: Ich, Du und Gott in einen Zusammenhang bringt, als sie von einem der drei Kreise aus immer den andern fühlt, erhellt, durchwirkt und in jenen Kreislauf und Zusammenhang zu bringen versucht, in dem allein sich das Menschenleben sinnvoll gestaltet, in dem allein Erziehung, Selbsterkenntnis und Glauben zu Kräften werden, die dem Leben dienen können. In diesem Sinne über den Menschen nachzudenken und an der Menschenbildung mitzuarbeiten, ist heute nötig.

Wenn die Kinder spüren, daß wir nicht besitzen, sondern suchen und arbeiten, so mag eben dies in ihnen das Verlangen entzünden, auch zu suchen und zu arbeiten.

Goethe hat einmal gesagt, daß der Kampf des Glaubens mit dem Unglauben das eigentliche und tiefste Thema der menschlichen Geschichte sei. Diesen Kampf immer wieder aufzunehmen, lohnt sich.

Mein Anliegen für unsere Schulen

Von Elisabeth Müller

«Es git kei Liebgott, der Vater het's gseit!»

Ich hätte den Religionsunterricht in meiner Schule nie missen mögen. Ein Kollege, der das Erzählen der biblischen Geschichten in seiner Schule zu umgehen wußte, hat mir in einer Diskussion gesagt, er habe noch nie bemerkt, daß die Schüler einer Schulklasse, in der die Religionsstunde vorschriftsgemäß innegehalten werde, besser und frömmer seien als seine eigenen Schüler. Gewiß, ich mußte ihm recht geben. Ich habe es auch nie erfahren dürfen, daß meine Schüler sich besser aufführten als andere, weil ich ihnen biblische Geschichten erzählte. Aber der Kollege hat nicht begriffen, um was es geht. Er hat die biblischen Geschichten nicht selber erlebt. Er hat nicht um sie gekämpft, gelitten. Er ging ihnen einfach aus dem Wege. Da hatte er ja auch keine Erlebnisse mit seinen Kindern in dieser Beziehung. Und um das geht es. Da ist Gottes Wort. Er lebt darin, offenbart sich in ihm. Das Kind will von diesem Gott hören. In den Gestalten der biblischen Geschichten erfährt es von seinem Wirken, von seiner Allmacht und Gegenwart. Gott gehört auch seinem Lehrer, und das ist für das Kind die Bestätigung dessen, was es hofft und glaubt, was es haben muß. Es gibt ganz besondere, geheime Beziehungen zwischen Gott, dem Kind und dem Lehrer. Ich kann das weder erklären noch beweisen; aber ich weiß es. Wenn ich je einmal Heimweh habe nach der Schule, so ist es nach jenen Augenblicken, da aller Kinder Augen an meinem erzählenden Munde hingen, da alle ihre kleinen, erwartungsvollen Seelen miterlebten, was da geschah. Und zwar war es nicht wie im Märchen, es war nicht nur Spannung da, sondern das Wissen: es geht um Gott und den Heiland. Ahnende und wissende Blicke gehen vom Kind zum Lehrer und wieder zurück. «Gelt, du weißt es auch», möchten diese Blicke sagen.

Ich vergesse es nie, wie nach einer solchen Stunde ein bedrängter Knabe die Hand aufstreckte und in die Stube hinausrief: «Es git kei Liebgott, der Vater het's gseit!» Wie eine Bombe wirkten diese Worte. Mit Entsetzen schauten mich die Kinder an: Was wirst du jetzt sagen? Ich mußte ringen nach einer Antwort, die Fritz um seines Vaters willen nicht verletzen konnte. Aber da kam auch schon die Hilfe: Peter stand auf, kehrte sich nach Fritz um und sagte gelassen zu ihm: «Fritz, dy Vater ist de vilicht no einisch froh, daß es e Liebgott git.» – Ich war auch froh darüber; denn nur er hat dem Kind diese Antwort in den Mund legen können; ich hätte sie nicht einmal geben dürfen. Soll man nun sagen, um dieses Fritzes willen dürfe die Schule keinen Religionsunterricht erteilen, sie sollte neutral sein, da das Elternhaus zu bestimmen habe, was die Kinder glauben sollen und was nicht? Alle meine Erlebnisse mit Schülern, besonders wenn ich in späteren Jahren mit ihnen zusammenkam, bestätigten mir, daß die Schule just um eines solchen Fritzes willen für die